

**A**lterwerden ist für alle schwierig. Aber besonders für Jugendforscher. Sie verlieren nicht nur die eigene Jugend, sondern die Nähe zu denen, die sie erforschen. Es ist, als säßen sie in einer Rakete, die zum Mond fliegt, um von unterwegs aus die Erde zu erkunden. Das muss einerseits interessant sein. Die Dinge sehen ja, mit Abstand betrachtet, anders aus als von nahem. Aber andererseits muss es auch hart sein, so wie Heimweh im Weltall. Es kann schmerzen, ständig dorthin schauen zu müssen, wo man selbst nicht mehr sein darf, und die verstehen zu müssen, zu denen man nicht mehr gehört. Jugendforscher waren mal jung wie alle, aber sie werden alt wie niemand sonst. Ich habe drei von ihnen um ein Treffen gebeten, alle drei haben zugesagt.

Es sind Klaus Farin, 60, Gründer des Archivs der Jugendkulturen in Berlin, Bernhard Heinzlmaier, 59, Mitgründer und Vorsitzender des Instituts für Jugendkulturforschung in Wien, und Klaus Hurrelmann, 75, Professor an der privaten Hertie School of Governance in Berlin und mitverantwortlich für die letzten Shell-Jugendstudien. Alle drei erforschen seit Jahrzehnten die Jugend. Und alle haben sich aus kleinen Verhältnissen hochgearbeitet, waren in ihren Familien die ersten mit Abitur. Das spricht für eine Zähigkeit, die sich auf langen, strapaziösen Wegen auszahlt. Die drei Forscher haben allerdings ganz unterschiedliche Wege eingeschlagen. Zum Beispiel haben zwei keine Kinder. Und einer davon sagt sogar, er habe und hatte nie eine Grundsympathie für die Jugend; im Übrigen verspreche er sich nicht mehr viel von der restlichen Zeit bis zum Tod.

Anders sieht es Klaus Farin, 60, Gründer des Archivs der Jugendkulturen. Er empfängt in seinem Büro am Neuköllner Hafen. Vor dem Fenster kreisen Möwen, Regen zerwühlt das Wasser, Berlin ist hier maximal entschleunigt. Farin trägt ein schwarzes T-Shirt. Es wirbt für die finnische Humpapa-Band „Eläkeläiset“, zu Deutsch „Die Rentner“, und zwar mit dem in Krakelschrift aufgedruckten Slogan „Old but not dead!“.

Und tatsächlich, der Jugendforscher sieht aus wie ein heiter gealterter, aber noch lange nicht toter Rocker, schulterlanges blondes Haar, Bäuchlein, Brille, sein Lächeln sagt: Mal sehen, was jetzt kommt. Und: Wann ja so schlimm nicht werden. Egal, worüber Farin in den nächsten Stunden spricht, er vertritt immer die versöhnlichste aller Haltungen, die zu dem Thema denkbar sind. Er ärgert sich zwar auch über Dinge; aber er reitet nicht darauf herum.

Altern ist für den Jugendforscher Farin erst einmal eine Veränderung, und Veränderungen mag er. Sein Leben beschreibt er als eine Abfolge von Neuanfängen: Kindheit am Kicker in der Trinkhalle der Eltern, Abi gemacht, aber nicht studiert, als Journalist gearbeitet, aber Festanstellungen abgelehnt, Bücher geschrieben, das Archiv der Jugendkulturen gegründet, dann einen Verlag, eine Stiftung. Er befasste sich mit Skinheads wie mit Autonomen, mit Rechtsrock wie mit jungen Migranten. Farin verzichtet im Gespräch auf solche Aufzählungen, überhaupt auf Angeberei und Welterklärung. Ein paar Tage nach unserem Treffen wird er das Bundesverdienstkreuz bekommen, für seine Verdienste um die Jugendkultur. Er erwähnt es nicht mal.

Farin hält eine Sache für entscheidend beim Alternwerden. Nämlich, etwas zu haben, das man mit Leidenschaft tut. Dann fühle man sich lebendig. „Das kann auch der Schachverein sein.“ Bei ihm sei es eben von jeher die Erforschung der Jugend. Farin will sich aber nicht von Jugendlichkeit anstecken lassen oder darin sonnen, sondern Schlüsse ziehen, wie die Gesellschaft in zehn, fünfzehn Jahren geprägt sein wird. „Da braucht man meine Generation nicht zu befragen – die hat keine Zukunft mehr.“ Das sagt er nicht bitter, vielleicht, weil er die Jugend von heute mag. Es ist wohl leichter, alt zu werden, wenn man nicht im Gefühl lebt, dass nur noch Idioten nachkommen. Farin hält die Jugend vielmehr für einen Seismographen; sie zeige an, welche Umwälzungen in der Erwachsenenwelt stattfinden. Wenn die Jugend brav und angepasst sei, dann, weil ihr eingeredet werde, dass sie so sein müsse. Zum Beispiel in verschulenden Studiengängen. Und wenn Jugendliche dauernd am Handy hängen, dann, so Farin, weil es Erwachsene gibt, die Handys erfinden und mit Millionenbudgets bewerben, und andere



Illustration Thomas Fuchs

# Alt, aber nicht tot

Wie altern eigentlich Jugendforscher? Wir haben drei getroffen.

Von Friederike Haupt

Erwachsene, die den Jugendlichen Handys kaufen und manchmal selbst den ganzen Tag süchtelnd damit herumspielen. Zusammengefasst: „Die ganze Lebenswelt ist von alten Säcken bestimmt.“

Viele Ältere glorifizierten die eigene Jugend, sagt Farin. Er selbst sieht sich auch in der Gefahr: „Natürlich ärgert man sich als Siebzigerjahrepunkt, dass die jungen Leute heute so komische Musik hören.“ Also zum Beispiel Hiphop. „Aber das ist subjektiv – die Musik heute ist nicht schlechter.“ Außerdem gebe es immer noch Punk, man müsse ihn nur entdecken. Farin trauert auch nicht um die Schallplatte. Stattdessen kann er ewig von Youtube schwärmen: weil er da Konzerte von Bands sieht, die er nie live erleben könnte. Das Konzert, das sein Held Johnny Cash im Folsom Prison gab, schaut er sich mit seiner Lebensgefährtin alle paar Wochen an. „Früher konnte man froh sein, wenn das an Weihnachten mal bei 3sat ausgestrahlt wurde.“

Was folgt aus alledem für seine Arbeit? Farin sagt, er arbeite jetzt, im Alter, anders als früher. Die Feldforschung überlässt er Jüngeren: „Das sind die besseren Beobachter.“ Er selbst sei durch seine Erfahrung besser in der Analyse. Deswegen leitet er inzwischen viele Fortbildungen für Lehrer, Jugendarbeiter, Polizisten, Kommunalpolitiker. Zum Beispiel zum Thema: Wie muss eine jugendfreundliche Gemeinde aussehen? Oder: Warum die Jugend von heute gar nicht so schlecht ist. Auf solche Arbeiten verwendet er im Schnitt zwei Tage die Woche. Der Rest ist für ehrenamtliche Projekte. Dementsprechend wenig Geld kommt rein. Zurzeit 1200 Euro, früher waren es auch schon mal nur 500. Das hat er sich so ausgesucht. Mit der Folge, dass er, der

so gütig über die Jugend spricht, nie Vater wurde. „Mein Leben geht nur, wenn man keine Kinder hat.“

Beim Abschied fragt Farin, welche anderen Jugendforscher für den Artikel noch befragt werden. Als er hört, dass Bernhard Heinzlmaier dabei ist, freut er sich. Er hat einige von dessen Büchern in seinem Verlag herausgebracht und ist privat mit dem Kollegen befreundet. Allerdings sei Heinzlmaier ein wahrer Pessimist. Na dann.

Heinzlmaier, Österreicher, empfängt in Hamburg-Wandsbek. Dort hat sein Institut ein Büro, erste Etage, der Blick geht auf eine starkbefahrene Allerweltsstraße. Der Jugendforscher trägt Turnschuhe und eine Jacke, deren Reißverschluss er beim Reden immer ein Stückchen rauf- und runterzieht, so dass das T-Shirt sichtbar wird, darauf Schrift. Was für Schrift? Heinzlmaier zeigt das ganze T-Shirt, da steht ein langes Zitat des Anarchisten Bakunin.

Auf die Frage, wie alt er sei, antwortet der Jugendforscher mit einer ersten Kostprobe seiner niederschmetternden Ansichten über das Altern. Er sei 59 und schaue mit Sorge auf seinen 60. Geburtstag, „weil er mich wieder ein Stück weit einem Lebensabschnitt näher bringt, der mit körperlichem Verfall und Beschwerden verbunden ist“. Das Aussehen, der Kraftverlust, Krankheiten. Heinzlmaier scheint aber nicht speziell vor dem Alter Angst zu haben. Er wirkt eher so, als ob sein allgemeines Unglück auch die Aussicht auf das Altern schwarz färbt. Jedenfalls sagt er, die schönste Zeit war für ihn jene vor 1960. „Und ich bin am 19. Jänner 1960 geboren.“ Wie das zu verstehen sei? Vor 1960 sei es ihm am besten gegangen, „und irgendwann wird die Zeit kom-

men, wo es mir wieder so gut geht wie da, und dann ist der Fall erledigt“. Als müsse er das Leben bloß noch irgendwie hinter sich bringen.

Heinzlmaier beschreibt seine Kindheit als unglücklich. Bis er 15 war, musste er auf eine katholische Privatschule gehen, wo er verprügelt wurde. Dazu die Gefühlskälte der Erwachsenen. Davon habe er sich nie erholt. Er wollte dann keine eigene Familie, sagt er, und die Frauen, mit denen er zusammen war, sahen das ebenso.

Heute übt Heinzlmaier einen Beruf aus, den er nicht liebt. Er sagt, seine Passion seien immer Philosophie und Literaturwissenschaft gewesen. Jugendforscher sei er rein zufällig geworden. Er habe auch keine Grundsympathie für die Jugend. Nach dem Studium bekam er das Angebot, in das Österreichische Institut für Jugendforschung einzusteigen. Jugendkulturen interessierten ihn zwar, „aber nicht die einzelnen Menschen“. Überhaupt bedeute ihm der Kontakt mit Menschen wenig. Na ja. Er nahm das Jobangebot an. Seine Karriere verlief gut, auf dem Papier betrachtet: Er brachte Dutzende Schriften heraus, avancierte zu einem vielinterviewten Fachmann, auch in Deutschland, erhielt Lehraufträge, und zuletzt, im Dezember, den Berufstitel „Professor“ für seine Verdienste als Meinungs- und Jugendforscher. Den Titel verlieh der österreichische Bundesminister Faßmann persönlich, und wer Österreich kennt, weiß, wie glücklich das einen Österreicher normalerweise macht. Doch Heinzlmaier scheinen Stolz, Lust am Erfolg abzugehen. Er habe immer nur wegen des Geldes gearbeitet. „Ich warte auf den Tag, an dem ich's nicht mehr muss.“ Ein neues Hobby, eine Aufgabe wie er dann nicht entdecken. „Es ist eh alles eher eine Enttäuschung, was man entdeckt im Leben.“ Heinzlmaier sagt das ganz trocken, ohne showmäßigen Thomas-Bernhard-Furor. Das Dasein scheint ihm eine Last. Kein Wunder, dass das Altern auch eine ist.

Über die Jugend von heute weiß der Forscher kaum etwas Gutes zu sagen. Aber wie Farin gibt er die Schuld nicht den Jugendlichen. Heinzlmaier sieht die Jugendkultur als „Resonanzkörper der Kulturindustrie“, und die sei heutzutage eben so stereotyp wie noch nie. Unter Studenten fällt ihm Schwarzweißdenken auf. Früher hätten die Linksradikalen, zu denen er sich selbst zählte, fundierter argumentiert. Sie hätten auch mehr differenziert. Heute seien sie verbohrt. Heinzlmaier hat im vergangenen Herbst einen Lehrauftrag gekündigt, aus Zorn über seine Studenten.

Er hatte an der Universität für Angewandte Kunst in Wien gelehrt. In einer Diskussion habe er darum gebeten, den Begriff „politisch rechts“ zu definieren. Mit dem wird seiner Meinung nach alles Mögliche etikettiert, vom identitären Faschisten bis zum zentristischen Sozialdemokraten. Doch Heinzlmaier erntete statt kluger Antworten Störungen und Gewaltandrohungen. So erzählt er es. „Vom wissenschaftlichen Niveau unter jeder Kritik.“ Im Nachhinein frage er sich, warum er überhaupt so lange an der Kunsthochschule gelehrt habe. So wie der Jugendforscher Farin zu allem die versöhnlichste Haltung einnimmt, scheint Heinzlmaier zu allem die enttäuschteste zu haben. Beide sehen die Jugend, wie sie die Welt sehen, und das Alter ebenso.

Beim Abschied erwähne ich, dass ich weiter nach Berlin fahre, zum Jugendforscher Hurrelmann. Heinzlmaier kennt ihn – „der ist ja schon 75“ – und ist plötzlich voll des Lobes. „Ein heller Kopf, eine Leuchte, innovativ, trotz seines Alters denkt er immer noch super Sachen.“ Er schaue auch gut aus, mache wohl viel Sport. Aus Heinzlmaiers Worten spricht kein Neid. Nur Bewunderung.

In der Tat joggte Klaus Hurrelmann täglich dreißig bis vierzig Minuten, außerdem powert er sich mehrmals die Woche unter Anleitung eines Personal Trainers aus. Aber nicht, weil er das Altern stoppen wollte, sondern um glücklich zu altern. Seine Rechnung geht so: Arbeit erfüllt ihn. Aber er merkt auch, dass er langsamer arbeitet als früher, länger braucht für Dinge, die mal ganz schnell gingen. Hurrelmann hält sich fit, um forschen und lehren zu können, um seine Kräfte „zu aktivieren“. Mit 65 musste er seine Professur an der Universität Bielefeld abgeben, Altersgrenze erreicht. Jetzt, mit 75, ist er „Senior Professor“ an der privaten Hertie School in Berlin. Seine Leistungen stehen unter strenger Kontrolle, die Studenten zahlen viel Geld und wollen dafür was sehen. Hurrelmann ist das nur recht.

Der Forscher, in schwarzem Hemd, schwarzer Hose, schwarzen Reeboks, beschreibt sein Leben als eines, das sich wie ein Faden von der Spule zieht. Die Spule ist die Kindheit. Ein Ereignis veränderte alles. Am Strand von Nordenham an der Wesermündung ließ sich der Gymnasiast Hurrelmann von einem Mitschüler anleiten, wie man Leuten, die gerade baden, Geld aus dem Portemonnaie klaut. Und wurde erwischt. Er bekam nicht nur Ärger, sondern Riesenärger. Denn der Schulfreund hatte Verbindungen zu einem notorischen Dieb, und der behauptete nun, die beiden Jungs seien seine Zuarbeiter. Also ging es vor Gericht um Ban-

denkriminalität. Hurrelmann flog von der Schule. Mit der Mutter klapperte er alle anderen Gymnasien der Umgebung ab. Eins nach dem anderen schickte ihn weg. Dann war nur eines noch übrig, das mit dem schlechtesten Ruf. Es nahm ihn auf. Hurrelmanns letzte Chance. Er nutzte sie. Gestohlen hat er nie wieder.

Das Abitur in der Tasche, der Pubertät entwachsen, fragte Hurrelmann sich: Warum hast du geklaut, was war denn da los mit dir? Denn er war ja eigentlich ein lieber Junge gewesen, ein vernünftiger, der sich auf die Schule freute, kein Rebell. Er war allerdings auch Sohn eines Seemanns. Jungs wie er gingen normalerweise nicht aufs Gymnasium. Aber sein Grundschullehrer hatte ihn empfohlen. Nun war er ein sozialer Aufsteiger – und fühlte sich fremd zwischen den Bürgerkindern. Den Lehrern wollte er gefallen, indem er gute Noten schrieb – das kam bei den Mitschülern schlecht an. Denen wollte er durchs Klauen imponieren. Das verstand Hurrelmann erst im Laufe seines Studiums, Soziologie, Pädagogik, Psychologie, eigentlich so eine Art persönliche Therapie. Sein erstes Forschungsprojekt hieß „Abweichendes Verhalten in der Schule“. Hurrelmann, der ursprünglich Lehrer werden wollte, sah in der Wissenschaft mehr Chancen, etwas zu verändern. Er wollte rausfinden: Was hemmt Jugendliche darin, Leistung zu zeigen, was ermuntert sie? Was muss getan werden, damit anderen Kindern nicht dasselbe passiert wie mir?

Hurrelmann wollte auch eigene Kinder. Heute ist er Vater von dreien und Opa von sechs Enkeln. Von der Familie schwärmt er, erzählt Anekdoten: was der eine Enkel neulich sagte, und die Enkelin daraufhin! Die heutige Jugend mag er. Die lebe, allein schon durch das Digitale in großer Freiheit, aber auch in Gefahr. Und gehe damit größtenteils verantwortlich um. Hurrelmann sagt sogar, Jugendliche zeigten Altern, wie man leben könne, weil sie mit der neuen „Super-vielfalt“ besser zurechtkämen. Neue Zeiten erforderten neue Fähigkeiten.

Wenn Hurrelmann erzählt, könnte man denken, es sei ihm mit jedem Jahr seines Lebens besser gegangen. Er konnte immer mehr verstehen – und immer mehr weitergeben an Jüngere. Das wollte er schon als Student. Und es ist eines der wenigen Dinge, die mit dem Alter leichter werden. Obwohl, vielleicht sind es gar nicht so wenige. Vielleicht hat die Sicht, die jemand auf das Alternwerden hat, weniger mit seinem Alter zu tun als mit seiner eigenen Jugend. Wer da heil rauskommt oder es schafft, sich später zu heilen, kann sich auf das Kommende freuen. Und wer lebensfroh ist, ist meistens auch altersfroh.